

dtv

Tanja Langer

*Wir sehn uns wieder
in der Ewigkeit*

Die letzte Nacht von Henriette Vogel
und Heinrich von Kleist

Erzählung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Tanja Langer
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Cap Esterel (13379)
Kleine Geschichte von der Frau, die nicht
treu sein konnte (13658)
Nächte am Rande der inneren Stadt (24659)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2011
2. Auflage 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Interior with Garden«
von Carl Holsoe (1863–1935),
akg-images / Connaught Brown, London
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,5/12,5
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13981-6

I

In der letzten Nacht.

Seltsamer Gedanke, dass einer weiß, es ist die letzte Nacht seines Lebens.

Ich weiß nicht wirklich, was einer sich vorstellt, oder eine, jeder etwas anderes, jede, und beide gemeinsam. Heinrich und Henriette. Ich lebe in der Nähe von ihrer letzten Nacht, von dem Ort, an dem sie sich aufgehalten haben, dem Gasthof, den es nicht mehr gibt, den ich nicht mehr sehe, von dem ich nur wissen kann, weil ich etwas darüber gelesen habe. Ich fahre oft mit dem Fahrrad an dieser Stelle vorbei, am Ende der Brücke, die über die Verbindung zwischen dem Kleinen Wannsee und dem Großen Wannsee führt, Richtung Potsdam, und unter der Männer das ganze Jahr über angeln und unter der ich manchmal im Sommer hindurch rudere.

Ich lebe auch in der Nähe ihrer allerletzten Stunde, falls man so sagen kann, von ihrem allerletzten Ort, am Nachmittag, der auf diese letzte Nacht folgte, gegen sechzehn Uhr, am 21. November 1811, um genau zu sein, einem Donnerstag, an dem es zunächst überraschend mild war, sonnig und klar, bevor das Wetter zum Abend hin plötzlich umschwang, zum Winter hin, so wie es hier am Wasser nicht selten der Fall ist, eine solche Veränderung in wenigen Stunden. Eintausenddreihundertzwölf

Schritte sind es von mir zu der Stelle, an der damals eine Kiesgrube unter den Kiefern lag, am Kleinen Wannsee, mit dem Blick weit über den See hin, bis zur Kirchturmspitze von Kladow; ich sehe sie jedes Mal, wenn ich an ihr vorbeirudere; sie ist wiederum nur siebenhundertfünfzig Schritte entfernt vom »Neuen Krug«, auch »Gasthof Stimming« genannt, in dem Heinrich und Henriette die letzte Nacht ihres Lebens verbrachten und an dessen Stelle sich heute ein Yachthafen befindet.

Ich denke immer wieder an Heinrich von Kleist in dieser letzten Nacht seines Lebens, in der er seinerseits an viele andere Nächte denken mochte, vielleicht an die Nacht in Paris, in der er sein erstes Stück zerriss und fortannte, oder vielleicht die Nächte im Gefängnis, in französischer Kriegsgefangenschaft, im *Fort de Joux*, im Jura, einer Gegend, durch die ich durch Zufall einmal gekommen bin, in der ich sogar selbst eine Nacht verbracht habe. Ganz in der Nähe, so las ich im Prospekt unseres Hotels, das wir sehr spät am Abend hinter Dôle, einer beeindruckenden Festungsstadt im lieblichen Tal des Flusses Doubs, gefunden hatten, habe der deutsche Dichter Henri de Kleist im Gefängnis gesessen und an seiner weltberühmten Tragödie geschrieben, in der die Amazonenkönigin Penthesilea ihren Geliebten zerfleischt, Achill.

In jener Nacht lag ich viele Stunden wach und sah aus dem Fenster des Hotelzimmers in den klaren, phantastischen Sternenhimmel hinaus und dachte an Heinrich von Kleist, in dessen Nähe in Berlin ich ja sozusagen lebe, und wie seltsam es war, ihn so überraschend an diesem Ort in einem Faltblatt für Touristen zu finden, und wie es ihm wohl in diesem Gefängnis ergangen sein

mochte, und ich dachte an die letzte Nacht seines Lebens und das Nachdenken über das ganze Leben in einer einzigen, letzten Nacht. All das verschwand in einer tiefen Schicht meiner selbst, um Jahre später wieder aufzutau- chen, Jahre, in denen ich durch weitere Zufälle noch an- dere Orte kennenlernte, an denen Kleist sich aufgehalten hat, bei seinem unermüdlichen Zickzack durch halb Europa, zu Fuß, zu Pferd und in der Kutsche, immer un- terwegs zu neuen Lebensentwürfen, immer unterwegs auf der Suche, das Glück zu machen und einen Ort zum Schreiben zu finden, ob in Paris, Mainz, Berlin, Frankfurt an der Oder, der Stadt seiner Kindheit, oder Dresden, das er besonders liebte, oder Weimar, Prag und sogar Memel, das heute Klaipėda heißt und in Litauen liegt. Überall entdeckte ich etwas, das mit Heinrich von Kleist zu tun hatte, ein Museum, eine Gedenktafel, die Aufführung eines Theaterstücks, eine Ausstellung mit haitianischer Kunst oder das Kleid von Königin Luise im Heimatmu- seum in Vilnius.

Vor allem aber zog es mich immer wieder hin zu diesen letzten Orten seines Lebens, diesen letzten Stunden, am Wannsee, nur wenige Minuten zu Fuß von meinem Zu- hause entfernt. Mehr und mehr beschäftigte mich Hen- riette Vogel, die ihn begleitet hat, und, vielleicht weil dort dieses Nachdenken begonnen hat, seine Zeit im Ge- fängnis, im Fort de Joux, im Jura. Mich lockte das Doubs- tal, das im warmen Abendlicht jenes sehr heißen Som- mertags so zauberisch wirkte, das helle Band des Wassers, mit den hingeduckten Bäumen und Büschen, weich und rund, in den verschiedensten Tönungen und Schattierun- gen von silbrigem bis gelblichem Grün.

Heinrich von Kleist hatte, wie ich später feststellte, nicht nur auf den sanften Doubs geblickt, sondern auch auf den wilden Gebirgsfluss Cluse, nur wenige Meilen weiter südöstlich, zur französisch-schweizerischen Grenze hin.

Er lag auch keineswegs im Bett, in seiner letzten Nacht. Er rannte vielmehr auf Strümpfen hin und her, schrieb Briefe oder redete mit sich selbst, und mit Henriette, die das Zimmer nebenan hatte, durch eine Zwischentür getrennt, die aber im Laufe der langen Nacht mehrmals geöffnet wurde oder offen stand.

Heinrich liegt nicht im Bett, im Gasthof Stimming an *der* Wannsee, wie man damals sagte, Heinrich schläft ohnehin eher am Vormittag, nach einer durchschriebenen Nacht, oder einer durchzechten.

Hin und her geht er im Zimmer, in der eine Kerze flackert, wieder und wieder rechnet er sich seine Möglichkeiten vor, das Wenn und Aber, das Für und Wider möglicher Projekte, die ihn noch am Leben halten könnten, doch eines nach dem anderen bedenkt er mit einem resoluten Schütteln des Kopfes. So wie er es sich vorgenommen hat. Kein Zurück mehr in die Potenzialität. Schluss mit dem Sich-selber-Hinhalten. Er riecht den See draußen, er hört das Wasser ans Ufer schwappen, erstaunlich für ein Binnengewässer, diese Unruhe, das Havelmeer hat schon für manchen Toten gesorgt, mit überraschend hohen Wellen, er spürt den Sog dieses Sees, dem er sich nicht anvertrauen würde, weil er keiner ist, der sich dem Wasser überlässt wie ein Fisch oder Frosch. Nicht wie Ernst, sein Freund, der an keinem Fluss vorüber konnte, ohne sich die Stiefel auszuziehen und sogar

die Kleider, wenn das Wetter es nur halbwegs erlaubte, und hineinlief wie ein Kind, rufend und freudig, und der sich hingab in die Wellen, ohne zu wissen, was da unter ihm los war, wie tief es da hinabging, wer da lebte, der einfach losschwamm, in kräftig ausholenden Zügen, und der später den Soldaten, wo auch immer sie ihm unterstellt waren, das Schwimmen beibrachte, an der Angel in einem Ring.

Heinrich registriert den Geruch des Sees wie alles andere, das ihn umgibt, ohne besonders darauf zu achten, er speichert es in seinem Körper, in irgendeiner nicht näher zu bezeichnenden unbewussten Region, er würde alles später zur Verfügung haben, wie immer, setzte er sich hin zum Schreiben, denn immer, wenn er schrieb, stellten sich die aufgenommenen Eindrücke von selber her, ganz ohne Nachdenken und Sich-erinnern-Müssen, einfach so, sie waren da, in ihm, abrufbar, sie schnellten in die Feder, die Gerüche von Menschen, die in Angst schwitzten oder sich freuten, von Tieren, die sich quälten oder gequält wurden, von Wiesen, die blühten und Blumen in fauligem Vasenwasser, die welkten. Die Gerüche wie die Geräusche, noch schärfer eigentlich die unbewusste Aufnahme von Geräuschen, spitzen, schrillen, schrägen, lieblichen, von Stimmen, der Stimme eines freundlich zögernden Mädchens etwa, oder der blechern tönenden eines fremden Befehls, vom lustvollen Aufstöhnen seiner selbst, wenn er an seinen Freund dachte, oder das grässliche Brummen, das ihm entfuhr ohne sein Zutun, wenn ihn in Gesellschaft so eine blöde Öde überkam oder er die anderen vergaß und mit sich selber disputierte. Das Geräusch, wenn er mit den Kiefern

knirschte und es plötzlich wahrnahm. Oder eben das der knarrenden Dielen jetzt, über die er hin und her lief, auf Strümpfen, wie so oft. Er liebte seine Stiefel nicht, er zog sie aus, so oft er konnte, vielleicht, weil sie zu eng waren, vielleicht, weil sie zu ausgetreten waren und er kein Geld für neue hatte. Der Witz aber war, wie gesagt, dass er das Knarren der Dielen jetzt gar nicht so sehr bemerkte, erst später, wenn er es zum Schreiben bräuchte, wäre es da, abrufbar und überdeutlich – würde es denn jemals noch ein Schreiben geben! –, während jetzt, hier, in dieser Nacht, seine ganze Konzentration bei seinen Gedanken lag, bei den Sätzen, die wie wild gewordene Pferde in alle Richtungen sprangen und sich nicht zusammenhalten ließen und dann doch wieder in schönster Klarheit vor ihm standen: Ich werde sterben, Welch ein Glück, ich werde morgen mit Henriette sterben.

Und er bleibt stehen, geht zu der Tür, die sein Zimmer von ihrem Zimmer trennt, er legt den heißen Kopf an das spröde Holz, er spürt seinen Schweiß, er achtet nicht auf ihn, er lauscht, schließt die Augen, Henriette, eine Welle von Glück und Zärtlichkeit durchströmt ihn, Stille – bewegt sie sich? Was tut sie? Er will nicht klopfen, er will nicht sprechen, er will sie nur ahnen, durch das Holz hindurch, und plötzlich nimmt er das Gerenne wieder auf, hopst sogar, freut sich, dass sie mit ihm sterben wird, dass sie sich ihm anvertraut hat, dass sie mit ihm dorthin geht, wohin ihm bisher keiner folgen wollte. Henriette, denkt er, sich aufrichtend, tief in den Brustkorb atmend –

Das Zimmer. Das einfache Bett, der Stuhl aus Weichholz, der kleine Tisch unter dem Fenster. Die Kutsche zum See, mit der Heinrich Henriette abgeholt hat, an der Ecke der Markgrafenstraße, heimlich, damit niemand sie in letzter Sekunde sieht und von ihrem Vorhaben abbringen kann. Henriette hat ihre Tochter Pauline bei einer Freundin untergebracht, wie schon zuvor ihrem Mann Louis hat sie gesagt, sie müsse zu einer Tante, die krank sei, kurzfristig, in Potsdam, und sie hat ihr Kind zum Abschied geküsst, so wie sie es immer tat. Von der Mauerstraße aus, in der Heinrich wohnt, ist er zu Fuß gekommen, es sind nur wenige Schritte, um sie vor ihrem Haus in der Markgrafenstraße abzuholen, wo auch die Kutsche wartete, die er bestellt hat. Sie waren aufgeregt und entschlossen zugleich, Heinrich und Henriette. Der Zweispänner passierte den Gendarmenmarkt mit dem Schauspielhaus, fuhr Unter den Linden weiter, über das Quarrée hinweg, mit der Sieburgschen Baumwollmanufaktur zur Linken, auf das Brandenburger Tor zu, durch das Napoleon eingeritten war und dessen Quadriga er hatte abbauen und nach Paris bringen lassen.

Zuerst hatte Henriette nicht aus dem Fenster sehen wollen, doch da Heinrich still und in sich gekehrt neben ihr saß, schob sie die Gardine beiseite und nahm Abschied von ihrer Stadt. Hier war sie spazieren gegangen. Hier hatte ihr Mann zum ersten Mal ihren Arm genommen. Hier war sie zum Spielen mit Pauline gewesen. Hier hatte sie den Viehmarkt besucht und hier hatte sie erlebt, wie der gesamte Platz von französischen Soldaten in Besitz genommen wurde.

Als sie durch den Tiergarten fuhren, lehnte sie sich zurück.

Heinrich, fragte sie, ist es wirklich wahr?

Heinrich nahm ihre Hand und drückte sie. Er legte einen Finger an seine Lippen. Schweigend fuhren sie, beide für sich in Gedanken, und so blieben sie die ganze Zeit, nebeneinander, ruhig atmend, heftig atmend, je nachdem, was ihnen gerade durch den Sinn ging, und immer wieder drückten sie ihre Hände, verkrallten sie ineinander, lösten sie wieder, ließen sie sanft beieinander liegen. Es war eine lange Fahrt, gute drei Stunden lang, allein durch den Grunewald brauchten sie zwei. Und doch kam es Henriette so vor, als verginge die Zeit wie nichts. Sie sah die kahlen Stämme der Kiefern vorbeifliegen, manchmal schien eine Gestalt aufzutauchen und sie erschrak, doch es waren nur die Gestalten in ihrem Kopf, Personen, an die sie flüchtig, sehr flüchtig dachte, denn sie schob sie fort, sie wollte an nichts und niemanden denken, außer an Heinrich und sich selbst, an ihren Plan, an ihre letzten Stunden auf dieser Erde, an ihre letzte Nacht, die einzige, die sie in ihrem Leben zusammen verbringen würden, bevor sie für immer zusammen sein würden in einer Welt, von der sie keineswegs sicher sagen konnten, wie sie aussah. Ob sie dort nur stumm miteinander umherschweben würden, wie sie es sich manchmal ausgedacht hatten, über sonnige Wiesen mit Blumen, wortlos und zufrieden? Oder ob es dort eine eigene Sprache geben würde, in der sie sich nun endlich unterhalten könnten, ohne eine Begrenzung, ohne einen anderen, der sie störte und unterbrach? In einem war sich Henriette sicher: es wäre für sie wie ein ewiger Tag.

Ein Tag, der die wundersamen Stunden der Nacht einschloß, das Wispern, die heimlich anvertrauten Worte, ganz dicht am Ohr, eine Berührung fast, ein leiser Kuss, ein Hauch. Henriette fühlte ihren Puls wilder schlagen, sie fühlte eine fiebrige Hitze durch ihren Körper fluten, sie fühlte sich selbst wie nie zuvor und, zum ersten Mal in ihrem Leben, als vollkommene Herrin über ihr Schicksal. Ich bestimme den Tag meines Todes, dachte sie, und es erfüllte sie mit einem ungekannten Rausch, leicht und heiter. Sie sah die Bäume vorbeifliegen, den novembrigen, fast blätterlosen Wald, sie spürte Heinrich neben sich und nichts vom kalten Wind, der durch die Ritzen der Kutsche hineinpfiff.

Die Kutsche war nicht gut gefedert, dafür machte sie kein einziges Mal Halt. Es waren achtzehn Meilen, von der Mitte der Stadt bis zu ihrem Ziel.

Der See, sagte Heinrich plötzlich, aus seinen Gedanken auftauchend. Gleich wirst du ihn sehen.

Der Wannsee lag in der herbstlichen Mittagssonne an ihrer rechten Seite, er öffnete sich weit, es war ein riesiger See, und Henriette verstand, weshalb er auch von vielen als *eine See*, als ein Meer bezeichnet wurde, *die Wannsee*, *sie* war viel größer als Henriette es in Erinnerung hatte. Und schöner. Das Wasser glitzerte silbriggrau mit einigen hellen Lichtreflexen, ein riesiger Spiegel des Himmels.

Der Weg führte ein Stück an der östlichen Seite des Wassers entlang, dann nahm die Kutsche eine Kurve und sie fuhren auf eine einfache Brücke zu, die sie überquerten. Von der Brücke aus konnte man nach beiden Seiten

auf das Wasser sehen, und Henriette hätte gern *halt!* gerufen, doch Heinrich sagte: Wir sind gleich da, du wirst dir alles in Ruhe ansehen können.

Hier sind sie vorbeigekommen,

ich laufe neben der Kutsche her. Ich zähle die Schritte von meinem Haus zu dem Gasthof, auf den heute nicht einmal mehr eine Tafel hinweist. Es sind eintausendzweihundertzwanzig. Sie führen mich an der Bushaltestelle gegenüber dem Bahnhof vorbei, einem Backsteingebäude aus den Zwanzigerjahren, wo neben den Bewohnern von Wannsee-Dorf jeden Tag viele Touristen warten, um zur Pfaueninsel zu fahren, oder zum Liebermann-Haus oder dem Haus der Wannseekonferenz, vorbei an den Treppen, die zu den Anlegestellen hinunterführen, von denen die Ausflugsdampfer nach Potsdam und Kladow, zum Griebnitzsee und zur Moorlake ablegen, im Winter nur bis sechzehn Uhr, oder gar nicht, wenn der See ausnahmsweise zugefroren ist und sich eine dicke Eisschicht über der Fahrrinne geschlossen hat. An der Ampel an der Ecke, an der auf der Straßenseite gegenüber der große Biergarten »Loretta« liegt, mit dem freien Blick über den See, mache ich halt, nach links führt der Weg zu ihrem Grab, ich aber biege jetzt erst einmal nach rechts ab, nach rechts, Richtung Potsdam, Richtung Gasthof. In lateinamerikanischen Romanen sitzen die Toten mit auf dem Sofa oder gehen mit übers Feld oder auf der Straße spazieren, warum nicht hier, auf dem Boden des alten Preußens?

Für Heinrich, glaube ich, war es anders: wenn ein Freund nicht in seiner Nähe war, war er für ihn wie tot.

Tragödien der Abwesenheiten wuchsen daraus. Nur im Schreiben der Briefe, wenn er den Freund zu einer Figur machte, die er ansprach wie einen Teil seiner selbst, konnte er ihn »lebend« machen, im Schreiben zumindest konnte er den Faden halten. Allerdings nicht immer, nicht in den letzten Wochen seines Lebens.

Nähern wir uns langsam, die Ewigkeit ist kein Pappentstiel, und zweihundert Jahre sind es auch nicht:

Ich kehre um und gehe zurück und laufe wieder los und zähle noch einmal die Schritte von meinem Haus zu ihrem Grab, dieser *letzten Stelle*, heute verschattet unter hohen Kiefern und Buchen, eingezwängt zwischen zwei alten Villen, Rudervereinen, und struppigen Büschen am Ufer: wieder sind es eintausenddreihundertzwölf. »Nun o Unsterblichkeit bist du ganz mein« ist in den Stein geritzt, in Anspielung auf den »Prinz von Homburg«, in dem es auch diese Zeile gibt: »Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben.« Oft liegen Blumen hier, im Herbst sogar Kürbisse. Unten im Wasser steht ein blaues Schild, das man nur vom Boot aus lesen kann, mit dem Hinweis darauf, was hier geschah.

Die Unsterblichkeit –

Heinrich und Henriette also, die sich ausgerechnet am Ufer des Kleinen Wannsees das Leben nahmen, während hundert Jahre später ein anderer Dichter am Großen Wannsee um das seine kämpfte: Georg Heym. Beim Schlittschuhlaufen. Im Winter des Jahres 1912, fünfundzwanzig Jahre alt war er da. Sein Freund, der mit ihm Schlittschuh lief, war in das Eis eingebrochen. Heym hatte verzweifelt versucht, ihn herauszuziehen, ein schreck-

licher Kampf, und war dabei selbst in das eisige Wasser gestürzt. Die beiden jungen Männer hatten um Hilfe geschrien, doch die Hilfe kam zu spät. Heym hatte schwere Verletzungen an den Händen, er hatte versucht, sich hochzuziehen, er wollte leben, unbedingt, doch vergebens, der See hat ihn gefressen, ein Monster.

Henriette begutachtete ihr Zimmer. Sie stand, in ihrem leuchtend blauen Mantel, den Korb noch über den linken Arm gehängt, in der Rechten die kleine Tasche, einige Schritte von der Tür entfernt im Raum. Ihr war etwas feierlich zumute, und so nahm sie alles auf, die getünchten Wände zwischen den schrägen dunklen Holzbalken, den einfach, um nicht zu sagen roh gezimmerten Bettkasten mit dem Plumeau, das sich unter der ordentlichen, doch leicht abgenutzten Überdecke wölbte, den Stuhl mit dem geflochtenen Sitz, den Waschtisch mit Schüssel und Krug, selbst die einzelnen Dielen des Holzbodens. Einen Nachtschrank gab es und einen weiteren Stuhl. Das Schönste war ein Tisch aus hellem Kiefernholz, er stand neben dem Fenster an der Wand, darüber hing ein kleiner, nicht sehr glänzender Spiegel, immerhin. Henriette hatte noch nie eine Nacht in einem Gasthof verbracht, noch dazu in einem eigenen Zimmer. Sie wollte jeden Augenblick auskosten. Jeder Augenblick würde erfüllt sein mit Gedanken und Gefühlen, jeder Augenblick sollte ihr vorkommen wie ein ganzes Lebensjahr, zusammengezogen darin das Beste und Schönste und Reichste. So hatte sie es sich vorgestellt und so hatte sie es sich vorgenommen. Es ging in diesem Zimmer nicht nur um die unermessliche Welt ihres Inneren, die sie an Heinrichs

Seite so glücklich zu durchwandern begonnen hatte, es ging nicht mehr um die Unermesslichkeit der Vorstellungskraft, mit der sie sich so oft aus ihrer ehelichen Wohnung fortgeträumt hatte, hinaus, hinauf, wohin auch immer, hinfort in jedem Fall, obwohl sie es doch liebte, ihr Leben, mit dem Kind vor allem, umgeben von Dingen, die sie liebte, –

Nein, nicht um all diese Unendlichkeiten ging es, die sich in einem Zimmer versammeln konnten, wenn das Innere unendlich weit wird, sondern jetzt ging es auf die eigentliche Unendlichkeit zu, die des ewigen Lebens, des Lebens, das sie noch nicht kannte. An dessen unbedingte Richtigkeit sie unbedingt glaubte. Wie veränderte dies ein Zimmer! Fast bedauerte sie, dass es nicht drei Nächte sein konnten, aber nein, bremste sie sich, sei nicht dumm, dann käme es fast schon wieder einer Gewöhnung gleich. Es könnte ihr womöglich gefallen. Sie käme dann womöglich von ihrem Beschluss ab.

Das Haus hatte einen eigentümlichen, fremden Geruch. Er kam nicht nur vom Wasser her; es war der Geruch gebackenen Brots vom Morgen, erkalteter Rübensuppe vom Mittag, und dazu ein leicht süßlicher Duft wie von Blut, als würde ein Huhn für den Abend soeben in der Küche geschlachtet. Henriette bemerkte, dass ihr Magen knurrte; sie hatte in den letzten Tagen kaum etwas zu sich genommen; sie wollte sich auch jetzt nicht weiter darum kümmern. Sie stellte die Tasche ab, und noch mit dem Korb im Arm machte sie zwei Schritte auf das kleine Fenster zu und öffnete es; es klemmte, sie musste kräftig ziehen. Die hereinströmende Luft war angenehm, kühl

und frisch. Sie hörte den Wellenschlag; vor dem Gasthof zum Wasser hin hackte ein Mann Holz; ein anderer machte sich an einem Fischerkahn zu schaffen, den er aufs Land gezogen hatte; sie hörte Möwen schreien. Ein Reiherpärchen flog auf; Henriette folgte ihnen mit dem Blick und lächelte, sie fand kaum Wolken am Himmel. Die Bäume am anderen Ufer waren dunkle Flecken, nur vereinzelte Birken trugen noch ihr letztes, goldgelbes Laub, es leuchtete im Nachmittagslicht, über dem Grau in Blau des Sees; Wellen blitzten in der Sonne auf. Ein Novembertag, überraschend schön und klar.

Henriette!

Heinrichs Stimme ließ sie aus ihrer Träumerei aufschrecken, er klopfte heftig an ihre Tür, Henriette, darf ich eintreten, komm, wir wollen einen Spaziergang machen, du weißt schon, ich will dir etwas zeigen!

Henriette schoss das Blut bis an die Haarwurzeln, ihre Hände zitterten, als sie den Korb auf den Tisch stellte.

*So Henry and I
We walked down the lane
The weather was fine
For a November day.*

Heinrich und Henriette.

Ich nenne Heinrich bei seinem Vornamen, denn wann immer ich seinen Nachnamen lese, scheint er mir so festgelegt, belastet von einem Wissen, das mich daran hindert, ihn neu zu befragen, ihn neu zu erfinden.

Der Gasthof der Familie Stimming lag also dort, wo sich heute ein Yachthafen befindet, am Ende der Brücke, die damals als »Grenze« zwischen dem Kleinen und dem Großen Wannsee bezeichnet wurde und an der es eine Maut zu zahlen galt. Sie war schmal und führte nur knapp über dem Wasser über den See. Nicht nur einmal würden die beiden sie in den kommenden vierundzwanzig Stunden überqueren.

Heinrich und Henriette hatten sich einen Ort ausgesucht, der im *Zwischen* lag, zwischen Berlin und Potsdam. Sandwege, Felder, Wasser und Wald. Ton, Lehm, Honig. Ein paar Höfe. Fischerkähne. Ziegen und Schafe. Stolpe hieß das Dorf, es hatte eine Ziegelei, eine Kirche und eine Poststation. Wannsee heißt es heute.

Werden sie nichts sagen, fragte Henriette, aus der Kutsche steigend, und hielt Heinrich einen Augenblick fest, der auf den Gasthof zugehen wollte, weil wir nicht – sie zögerte – verheiratet sind?

Sie haben nichts gefragt und nichts gesagt, als ich die beiden Zimmer bestellt habe, antwortete Heinrich, warum sollten sie es tun? Ich bin so oft mit meiner Schwester gereist, es hat nie jemand gefragt.

Der Gastwirt Stimming tritt vor das Haus, vor dem die Lohnkutsche aus Berlin wartet. Er geht seinen beiden Gästen entgegen. Er hat viele Gäste. Er braucht nicht lang, sie einzuschätzen. Vor zehn Jahren hat er das neue, zweistöckige Haus an der Friedrich-Wilhelm-Brücke eingerichtet. Sein alter »Krug« am Königsweg, im anderen Teil des Dorfes, hatte ausgedient, nachdem der König die

befestigte Chaussee hatte errichten lassen, die Berlin und Potsdam direkter miteinander verband. In drei bis vier Stunden statt in sechs kam man nun über Charlottenburg und durch den Grunewald hierher. Der König selbst nahm diesen Weg und hatte schon bei ihm gerastet; Adlige auf dem Weg zu ihren Verwandten oder zu ihren Ämtern, Offiziere und Generäle, aber auch viele Händler: dieser Weg verband letztlich auch Königsberg mit Hamburg. Hier mussten alle vorbei. Manchmal verweilten sie nur kurz, für die Damen einen Kaffee, die Herren ein Bier, die Pferde eine Hand voll Hafer. Auch französische Soldaten und Offiziere stiegen hier ab, seit Napoleon Preußen unterworfen hatte.

An diesem sonnigen Nachmittag im November ist der Betrieb eher ruhig.

Machen wir hier eine Aufnahme.

Ein Mann und eine Frau. Nicht alt, nicht jung. Nicht arm, nicht reich. Sie trägt einen auffallend leuchtenden blauen Mantel, schmal in den Schultern, über die Taille weit fallend, bis zu den Knöcheln ist er lang, darunter ist eine Hand breit von einem graubraunen Reisekleid zu sehen, städtische Stiefel aus braunem Leder an den kleinen Füßen. Ihr freundliches Gesicht ist blendend weiß, dunkles Haar betont dies noch, ihre hellblauen Augen haben eine eigene Intensität, groß und aufmerksam blicken sie in die Welt. Sie hält eine Reisetasche in der rechten Hand und einen Weidenkorb über dem linken Arm. Der Mann neben ihr, von mittlerer Größe und schweren Gliedern, nimmt gerade vom Kutscher einen Rucksack aus Leder entgegen, wie ihn Postleute oft für die Verstaue-